

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Roderic Jeffries
Einmal Mallorca – lebenslänglich

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Vorsichtig stellte der Barkeeper das kleine Ballonglas mit Brandy neben die Kaffeetasse auf den Tresen. Dann stützte er die Ellenbogen auf, legte das Kinn in die Hände und sah Alvarez an. »Du hast im Moment wohl nicht viel zu tun, wie?«

»Genug, um hin und wieder eine kleine Pause einschieben zu müssen«, korrigierte Alvarez.

Ein Mann betrat die Bar. Der Barkeeper rührte sich nicht, bis der neue Gast ungeduldig Kaffee verlangte. Da erst richtete er sich widerwillig auf und begab sich betont langsam ans andere Ende der Bar.

Alvarez schlürfte seinen Brandy, schüttete den Rest in den Kaffee und tat noch einen Löffel Zucker dazu. Zufrieden dachte er, daß ihn jetzt nur noch zweieinhalb Stunden von der Mittagspause und dem *lomo con col* trennten, das Dolores heute kochte. Wenn seine Kusine in Kohlblätter gewickelte und mit Pinienkernen, Rosinen und Sobreasada gewürzte Schweinelende zubereitete, dann war das eine wahrhaft königliche Mahlzeit.

Der Barkeeper kam zurück. »Wie wär's mit einem Lotterielos, Enrique?«

»Warum nicht? Ich glaube, ich habe heute einen Glückstag.« Plötzlich jedoch gewann die jedem Mallorquiner angeborene Vorsicht wieder die Oberhand. »Einen Augenblick – was kostet es diese Woche?«

»Ein Zehntellos kostet fünfhundert, und der Hauptgewinn sind vierzig Millionen.«

Dann konnte man mit einem Zehntellos vier Millionen gewinnen. Wenn man sich von den Fremdenverkehrsgebieten fernhielt, bekam man für vier Millionen auch heute noch eine bescheidene *finca* mit genügend Land, um einen Mann zu ernähren. »Na schön. Dann laß mal sehen, was du hast«

Eine Losnummer enthielt drei Vierer, und die Vier war seine Glückszahl. Das war unverkennbar ein Zeichen von oben. Er bezahlte mit einer Fünfhundertpesetenote, faltete das Los sorgfältig in der Mitte und steckte es in das Innenfach seiner

Brieftasche. Dann bestellte er einen zweiten Brandy, um sein bevorstehendes Glück zu feiern.

Bis zur Polizeistation hatte er es nicht weit, doch der Tag war sonnig, und die Temperatur war in den letzten Tagen erheblich gestiegen. Als Alvarez vor seinem Büro im ersten Stock ankam, war er außer Atem und schwitzte. Er setzte sich rasch und dachte, während er sich langsam erholte, an die *finca* mit den uralten, knorrigen Oliven- und Mandelbäumen und an das fruchtbare Land, auf dem er, wenn es sorgfältig bewässert wurde, vielleicht drei- oder viermal jährlich ernten konnte...

Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte und zwang ihn, sich der ernüchternden Gegenwart zuzuwenden. »Spreche ich mit Inspektor Alvarez?« fragte eine unangenehm breiig klingende Frauenstimme.

»Am Apparat«, antwortete er betrübt, denn er wußte, daß diese Stimme auf der ganzen Welt einmalig war.

»Polizeichef Salas möchte Sie sprechen.«

Auf dieses Gespräch, ging es Alvarez durch den Kopf, hätte er lieber verzichtet.

»Alvarez«, sagte Salas und hielt sich – was typisch für ihn war – nicht lange mit einer Begrüßung auf, wie sie unter zivilisierten Menschen sonst üblich ist. »Wo zum Teufel bleibt Ihr letzter Monatsbericht?«

Alvarez betrachtete das Durcheinander von Papieren auf seinem Schreibtisch. Wahrscheinlich steckte das Formular irgendwo dazwischen. »Ich hatte sehr viel zu tun, Señor...«

»Heißt das, Sie haben ihn noch gar nicht abgeschickt?«

»In einem gewissen Sinn ja, aber...«

»Ist Ihnen klar, daß Ihr Monatsbericht während der letzten drei Jahre kein einziges Mal pünktlich eingetroffen ist?«

Darüber hatte Alvarez eigentlich noch nie nachgedacht.

»Ich wünsche, daß er morgen früh hier auf meinem Schreibtisch liegt.«

»Ich will gern mein Bestes tun, Señor. Aber ich habe viel zu tun.«

»Noch etwas. Wir haben aus England ein Ansuchen bekom-

men, Amtshilfe zu leisten und eine Engländerin zu vernehmen, eine gewisse Señorita Dean, die in Caraitx in der Calle Padre Vives 15 wohnt. Gehen Sie zu ihr, und befragen Sie sie.«

»Señor.«

»Was gibt es?«

»Caraitx liegt nicht in meinem Bezirk. Der zuständige Inspektor der Kriminalabteilung ist Kollege Antignac.«

»Wäre es zuviel verlangt, Sie zu bitten, mir immerhin so viel Intelligenz zuzutrauen, daß ich weiß, welcher der mir unterstellten Inspektoren für welche Abteilung zuständig ist? Die Señorita ist Engländerin, und Inspektor Antignac spricht kein Wort Englisch. Außerdem hat er schon eine Menge Arbeit.«

»Ich bin ebenfalls sehr beschäftigt, Señor.«

»Suchen Sie sie auf, und fragen Sie sie, ob sie eine gewisse Sandra identifizieren kann, die Freundin eines Engländers namens Keir West. England möchte ihren vollen Namen, die genaue Adresse und alles andere wissen, was wir über sie in Erfahrung bringen können.«

Alvarez notierte sich den Namen auf dem Rand eines Briefumschlags. »Um was geht es bei dem Fall?«

Es folgte eine kurze Pause. »Es widerstrebt mir, Sie in Einzelheiten einzuweißen«, antwortete Salas kalt, »denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß Sie, wenn man Ihnen die Gelegenheit gibt, die schönste Ordnung in ein Chaos verwandeln. Aber in groben Zügen müssen Sie ja wohl oder übel Bescheid wissen. Señora West ist vor einiger Zeit gestorben. Anfangs hielt man ihren Tod für Selbstmord, später deuteten die Umstände jedoch eher auf Mord hin. Sie hinterließ ein Tagebuch; die meisten Eintragungen darin lassen sich ohne Schwierigkeiten lesen. Ein paar von den letzten jedoch – alle sehr kurz – sind in einem Code abgefaßt, der erst jetzt dechiffriert werden konnte, da jedesmal mit einem anderen Schlüssel gearbeitet wurde. In jeder dieser Eintragungen ist die Rede davon, daß der Mann von Señora West sich mit einer gewissen Sandra traf. Alle Versuche, diese Frau zu identifizieren, schlugen fehl, und da Señorita

Dean Señor West schon sehr lange kennt, glaubte man, daß sie möglicherweise helfen kann.«

»Aber wird sie auch aussagen?«

»Ich habe keine Ahnung, möchte Sie jedoch daran erinnern, daß es zu den Pflichten eines fähigen Kriminalbeamten gehört, einen widerspenstigen Zeugen zu überreden, eine Aussage zu machen.«

»Das ist mir selbstverständlich klar, Señor. Ich habe mir nur überlegt, wie man die Sache am besten angeht.«

»Auf jeden Fall so intelligent wie möglich«, fauchte Salas, bevor er die Verbindung unterbrach.

Niemand, dachte Alvarez, als er den Hörer auflegte, niemand könnte je daran zweifeln, daß Salas aus Madrid kommt. – Er warf einen Blick auf die Uhr. Bis zum Mittagessen waren es nicht einmal mehr zwei Stunden, daher hatte es keinen Sinn, jetzt noch mit der Arbeit anzufangen. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, und langsam zog wieder ein Gefühl tiefer Zufriedenheit in ihn ein.

In der Nacht hatte es in den Bergen geschneit, doch kurz vor Tagesanbruch drehte sich der Wind und kam jetzt aus dem Süden. Er brachte einen wolkenlos klaren Himmel und die Wärme Afrikas mit.

Als er den schneebedeckten Gipfeln entgegenfuhr, die sich deutlich gegen den leuchtendblauen Himmel abzeichneten, dachte Alvarez, daß dies, trotz aller Verwüstung durch Ausländer, die schönste Insel der Welt sei. Kein Wunder, daß kein Mallorquiner sie je verlassen wollte. Wer vertrieb sich denn selbst aus dem Paradies? Er umrundete einen hohen Erdwall, und dann lag Caraitx vor ihm. Konnte sich irgend ein anderes Land rühmen, etwas zu besitzen, das auch nur annähernd der Schönheit dieses Dorfes glich, das sich mit honigfarbenen Mauern und Dachschindeln in den verschiedensten Brauntönen an einen konischen Hügel schmiegte?

Die Dorfstraßen waren steil und eng, und sein alter Seat600 ächzte und stöhnte, als er sich hinaufquälte. Die Calle Padre Vives führte fast bis zum Kamm des Hügel und endete kurz

vor dem alten, jetzt verfallenen Wachturm, von dem aus früher Alarm gegeben worden war, wenn die Mauren wieder einmal ins Land einfielen und es plünderten. Nr. 15 war das letzte Haus auf der rechten Straßenseite. Alvarez klopfte an die Haustür und mußte ziemlich lange warten, bis eine Frau ihm öffnete. »Señorita Dean?« fragte er, und als sie nickte, stellte er sich vor.

Erst jetzt machte sie die Tür weit auf. »Kommen Sie herein.«

Er trat ein. Sie war eine große Frau, vielleicht fünf Zentimeter größer als er, und dünn. Aber Engländerinnen waren für den mallorquinischen Geschmack häufig zu dünn. Sie trug ein kariertes Hemd und Jeans, die voller Farbflecken waren. Er war überrascht, daß sie sich so nachlässig kleidete. Sie hatte ein Gesicht wie auf den Karikaturen spanischer Zeichner, die Engländerinnen darstellen – lang, mit schweren Zügen, eher männlich als weiblich wirkend: einem Pferd ähnlich. Er hatte sofort das Gefühl, daß sie eine unglückliche Frau war.

Das Zimmer, in das sie ihn führte, war der Wohnraum. Nicht sehr groß, mit ein paar schönen spanischen Möbelstücken eingerichtet, die zusammen mit ein paar leuchtendbunten Teppichen eine friedvoll heitere Atmosphäre schufen. In einer Ecke befand sich ein halbrunder offener Kamin, in dem ein paar Holzscheite darauf warteten, angezündet zu werden.

»Setzen Sie sich dort drüben hin«, sagte sie und zeigte auf einen Sessel rechts vom Kamin. »Hätten Sie gern eine Tasse Kaffee?«

»Vielen Dank, Señorita, aber Sie brauchen sich wirklich nicht die Mühe zu machen.«

»Es ist keine Mühe, da ich um diese Zeit selbst Kaffee trinke.«

»Nun, dann hätte ich sehr gern eine Tasse.«

»Gut. Entschuldigen Sie mich. Es dauert nur eine Minute.«

Sie verließ das Zimmer durch einen Halbbogen, vor dem eine schwere Portiere hing. Alvarez betrachtete interessiert das gerahmte Gemälde an der Wand ihm gegenüber: steil

abfallende Dächer, eine weite Ebene, ferne Berge und das Meer. Wahrscheinlich die Aussicht vom Dach dieses Hauses. Wenn sie das Bild gemalt hatte, erklärte das ihre farbverklecksten Kleider.

Sie kam mit einem Tablett zurück, auf dem zwei Kaffeetasen, eine Zuckerdose und ein Milchkrug standen, hielt ihm das Tablett hin, und er bediente sich selbst. Dann setzte sie es auf der Glasplatte eines Beistelltischchens ab und nahm die andere Tasse. Sie gab Milch hinein, verzichtete jedoch auf den Zucker und machte es sich im zweiten Kaminsessel bequem.

»Und was führt Sie hierher?« fragte sie. »Habe ich meine polizeiliche Anmeldung falsch ausgefüllt, oder sind meine Wagenpapiere nicht in Ordnung?«

»Nichts dergleichen, Señorita. Die englische Polizei hat mich gebeten, Sie aufzusuchen und mit Ihnen zu sprechen.«

Sie war sofort besorgt und beunruhigt. »Was ist passiert?« fragte sie mit belegt klingender Stimme. »Hat . . .« Sie unterbrach sich.

Er wartete, aber sie nahm ihre Tasse und trank, wodurch sie ihm zu verstehen gab, daß sie den ersten Schock überwunden hatte und nichts mehr sagen würde, ehe er ihr nicht erklärt hatte, worum es bei der Anfrage aus England ging.

»Sie kennen Señor und Señora West?«

»Ja.«

»Und Señora West ist unglücklicherweise gestorben?«

»Sie hat Selbstmord begangen.«

»Soweit ich unterrichtet bin, ist die englische Polizei nicht so ganz überzeugt davon.«

»Es ist mir verdammt egal, wovon sie nicht überzeugt ist. Babs hat Selbstmord begangen.«

»Haben Sie sie gut gekannt?«

»Nicht besonders gut, nein. Ich glaube, ich bin ihr höchstens ein dutzendmal begegnet – alles in allem genommen.«

»Señor West kennen Sie viel besser?«

»Ja.«

»Seit wann?«

»Wir sind praktisch zusammen aufgewachsen. Hören Sie,

was soll das alles? Zu Hause habe ich dieselben Fragen immer und immer wieder beantwortet.«

»Es tut mir leid, aber ich muß einen vollständigen und ausführlichen Bericht machen. Habe ich mich richtig ausgedrückt?« Er lächelte. »Ich fürchte nämlich, daß ich oft etwas Falsches sage.«

»Wenn ich nur halb so gut Spanisch spräche wie Sie Englisch, würde ich mich bei keiner Menschenseele entschuldigen«, antwortete sie schroff. Sie wollte sich von seiner liebenswürdigen Art auf keinen Fall übertölpeln lassen.

»Allem Anschein nach hat Señora West ein Tagebuch geführt, und manchmal verwendete sie einen Code für ihre Eintragungen.«

»Und?«

»Es ist der englischen Polizei eben erst gelungen, den Code zu entziffern. Señorita«, fuhr er nach einer Pause fort, »wissen Sie, wer Sandra war?«

Sie sah ihn einen Moment lang ausdruckslos an und zuckte dann zusammen. »Nein«, sagte sie scharf. Sie wandte den Blick ab, hob die Tasse an die Lippen und stellte fest, daß sie leer war.

Es schien durchaus möglich, daß sie mit dem Namen zunächst nichts hatte anfangen können, doch dann war ihr etwas eingefallen. »Sie haben auch keine Vermutung, wer Sandra sein könnte?«

»Nein, die habe ich nicht.«

»Señora West muß Sandra entweder gekannt oder von ihr gehört haben.«

»Was im Zusammenhang mit mir völlig bedeutungslos ist. Sie muß Dutzende von Leuten gekannt haben, von denen ich nie gehört habe.«

»Vielleicht kennt Señor West diese Sandra?«

»Vielleicht.« Sie zuckte mit den Schultern.

»Sie können mir nicht sagen, ob er sie kannte oder nicht?«

»Nein.«

»Hat er Ihnen gegenüber nie ihren Namen erwähnt?«

»Nie.«

Alvarez tastete mit den Fingerspitzen auf seinem vollen Kinn herum. »Sind Sie da ganz sicher?« fragte er ruhig. »Wie deutlich muß ich noch werden, bevor Sie akzeptieren, was ich Ihnen sage?« fragte sie herausfordernd und sah ihn kriegerisch an. »Ich kenne keine Sandra, in meiner Gegenwart war nie von einer Sandra die Rede, und soviel ich weiß, haben weder Keir noch Babs eine Sandra gekannt.« »Dann ist ja alles klar. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.« Sie war offensichtlich überrascht, daß er die Angelegenheit nicht weiterverfolgte.

2

Gertrude stand auf der Schwelle ihres Hauses, beobachtete den Seat 600, der in drei Zügen wendete, die steile Straße hinunterfuhr und rechts abbog. Sie schloß die Tür, kehrte an den Kamin zurück, stützte die Arme auf den hölzernen Kaminsims und legte die Stirn in die Hände, als habe sie Kopfschmerzen.

Was für eine Närrin war sie doch gewesen zu glauben, ihre Erinnerungen seien tot und begraben und das Glück, das sie hier gefunden hatte, könne andauern.

Denn sie war hier glücklich gewesen. Viel glücklicher als je zuvor. Und es war ein um so größeres Glück gewesen, als ihr die Dorfbewohner – all ihren Hoffnungen zum Trotz – am Anfang fast feindselig gegenübergetreten waren. Später hatte sie erfahren, daß sie, in der Mitte der Insel lebend, nur wenige Fremde zu Gesicht bekamen und sogar ein Mallorquiner aus einem anderen Dorf mit Vorsicht und Mißtrauen behandelt wurde. Doch sie war der Zurückhaltung mit einem Lächeln begegnet, hatte sich bemüht, sich eher in Mallorquinisch zu vervollkommen als in Kastilisch, und war immer bereit, über sich selbst zu lachen, wenn sie in alle möglichen linguistischen Fallen stolperte. Nur wenige Mallorquiner können einem Lachen widerstehen. Eines Tages hatten ein paar Frauen angefangen, sich beim Einkaufen mit

ihr zu unterhalten. Andere hatten sich ihnen angeschlossen und höflich, jedoch energisch ihr Mallorquinisch verbessert, denn wenn sie ihnen die Ehre antat, ihre Sprache zu sprechen, dann wollten sie sich revanchieren und sie ihr einigermaßen korrekt beibringen. Als sie eines Tages auf dem Heimweg in die Calle Padre Vives gewesen war, hatte ihr eine Frau, die vor der Haustür stand, zugerufen, sie sehe müde aus und brauche eine Tasse Kakao und ein Blätterteiggebäck, um Körper und Seele zu stärken und zu erfrischen. Zum ersten Mal hatte sie im Dorf ein anderes Haus betreten. Später hatten sie erfahren, daß sie malte, und das hatte ihr ungeheuren Respekt eingebracht: Für die einfachen Menschen hatte die Fähigkeit zu malen etwas Mystisches...

Und jetzt hatte die Vergangenheit sie eingeholt und begann sie von neuem zu quälen.

Etwa zwei Stunden später, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, war sie oben im Atelier, als es wieder klingelte. Sie legte den Kohlestift aus der Hand, ging hinunter, knipste die Außenbeleuchtung an und öffnete die Haustür. Als sie Keir West vor sich sah, den sie tausend Meilen weit entfernt glaubte, schrie sie leise auf.

»Ist das eine Art, einen alten Freund zu begrüßen?« sagte er mit spöttischer Belustigung.

Wären die Narben an der rechten Wange nicht gewesen, hätte er für einen Mann viel zu gut ausgesehen, hätte er etwas Feminines an sich gehabt, das den Leuten zu denken gegeben hätte. Doch die Narben verliehen dem Gesicht eine gewisse Unvollkommenheit und Härte, weckten aber gleichzeitig Mitgefühl. Deshalb wurden die Menschen ihm gegenüber immer erst mißtrauisch, wenn sie ihn gut kannten.

Er kam auf Gertrude zu und küßte sie leicht auf die Wange.

»Du siehst anziehender aus denn je, Gertie.«

Sie erinnerte sich, wie es gewesen war, als er ihr zum ersten Mal gesagt hatte, sie sei schön. Sie hatte auch damals gewußt, daß er es nicht ernst meinte, dennoch war ihr

plötzlich so warm ums Herz geworden, daß sie es nicht verbergen konnte.

»Nun, bittest du mich ins Haus, oder muß ich die Nacht draußen in der Kälte verbringen?«

Er hatte immer großen Wert auf Kleidung gelegt und trug jetzt einen perfekt sitzenden Anzug aus hellem Karostoff und ein lachsfarbenedes Hemd. Seine Krawatte war grün. Gertrude fragte sich, ob ein anderer Mann wohl eine schwarze Krawatte umgebunden hätte.

Er ging an ihr vorbei und sah sich um. »Du hast dich nach Landessitte eingerichtet, wie ich sehe. Gut. Ich wußte, daß du dich nie so weit erniedrigen würdest, in eine Zweizimmerwohnung zu ziehen und gestickte Sesselschoner aufzulegen.«

»Oben habe ich eine Schusterpalme in einem Messingtopf«, erwiderte sie mit dem Versuch, Spott mit Spott zu begegnen.

»Die große Mode bei der Schickeria.«

»Warum bist du hier? Was willst du?«

»Einen starken Gin-Tonic für den Anfang. Zum Teufel, ich bin seit Tagen unterwegs und so durstig, daß ich Wasser trinken könnte, ohne krank zu sein.«

»Du warst tagelang unterwegs?«

Er ging zum Kamin und blieb, ihm den Rücken zugehend, dort stehen. »Du mußt doch gelesen haben, daß diese miesen Typen bei den Fluggesellschaften Dienst nach Vorschrift machen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe seit fast einer Woche keine Zeitung in der Hand gehabt.«

»Aber in der Glotze müssen sie's doch gebracht haben – in den Nachrichten.«

»Ich habe keinen Fernseher.«

»Gütiger Himmel! Du hast dich wirklich vergraben, wo sich die Füchse gute Nacht sagen!« Er holte ein schmales goldenes Zigarettentui aus der Jackentasche. »Hast du inzwischen angefangen zu rauchen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Schade. Es würde dir sehr gut tun, wenigstens ein Laster